

Manfred Schäfer

**„Heimat - Heimatlosigkeit - ewige Heimat bei Gertrud von le Fort“**

Inhaltliche Zusammenfassung

des 8. Referats in der Vortragsreihe

**„Literatur – ein Weg auch zu sich selbst“**

Oberstdorf, Katholisches Johannisheim

30.09.2019

Der Begriff Heimat ist derzeit zum geradezu allgegenwärtigen Allerweltsbegriff geworden, zur bloßen Floskel. Er wird instrumentalisiert, sinnentleert und entwertet und im schlimmsten Fall sogar unmenschlich und unmoralisch.

Bei Gertrud von le Fort ist Heimat zwar auch ein zentraler Begriff, besitzt aber eine ganz andere Wertigkeit.

Bedingt durch die familiären Gegebenheiten wohnt Gertrud von le Fort die ersten 39 Jahre ihres Lebens an sieben verschiedenen Orten. So ist für sie Heimat und Elternhaus nicht primär gebunden an einen bestimmten Ort, sondern personenbezogen auf Vater und Mutter. Trotzdem sind für sie die jeweiligen Örtlichkeiten nicht völlig unwichtig. Sie entwickelt von klein auf „eine starke Verbundenheit zu allem, was Erde und Natur ist“. Heimat ist für sie das ländliche Leben, die Natur mit ihren Pflanzen und Tieren und bedeutet für sie Freiheit und Ungebundenheit. Während der „Hildesheimer Zeit“ (1889 - 1896) tritt dann die Natur zurück zugunsten der Kultur und der Geschichtlichkeit. Die Stadt weckt ihr Interesse als „in Stein und Erz geschriebene Geschichte ferner Jahrhunderte“. Auch Ludwigslust, wo die Familie von 1897 - 1915 lebt, um einerseits der Hauptstadt Berlin, andererseits dem Familiengut Boek näher zu sein, ist für Gertrud von le Fort nicht Heimat. Das eher verschlafene ehemalige herzogliche Residenzstädtchen mit seinem barocken Schloss erscheint ihr „erfüllt vom letzten Glanz einer untergehenden Epoche“, es ist ihr zu provinziell, zu „eng“, zu bürgerlich und provoziert ironisch-liebevolle Persiflage.

Insbesondere während der Hildesheimer und der Ludwigsluster Jahre sind für Gertrud von le Fort die Sommeraufenthalte auf den verschiedenen Gütern der Verwandten, auf dem Majorat Boek, in Polßen, Parlow und Misdroy von großer

Bedeutung. Auch hier steht für die junge Gertrud von le Fort zunächst das Erleben der Natur im Vordergrund. Die Besuche dort sind für sie aber auch deshalb wichtig, weil sie Anknüpfungspunkte an die Familiengeschichte darstellen. Denn sie empfindet sie als die „Ruhepunkte in der Erscheinungsflucht der verschiedenen Wohnsitze“ der adeligen Familie le Fort, deren Wohnsitze sich über Deutschland hinaus in ganz Europa fanden.

Für den ihr durch den Vater erteilten Geschichtsunterricht gilt als Ausgangspunkt jeweils die eigene Familiengeschichte. Dabei erfährt Gertrud, dass die le Forts „eigentlich überall dabei gewesen“ sind und im Zeitalter der Glaubensspaltung als Waldenser aus Savoyen zu Calvin nach Genf fliehen mussten, wo sie das unverlierbare Bürgerrecht erhielten. Der Vater vermittelt ihr auch die Geschichtsdeutung des Historikers Leopold Ranke, wonach die göttliche Idee und die individuelle Geschichte des Menschen eine Einheit bilden, Geschichte somit Heilsgeschichte ist. Ausgehend von der Vertreibung der calvinistischen Vorfahren ist für Gertrud von le Fort irdische Heimatlosigkeit, verstanden als göttliche Vorherbestimmung (Prädestination), zugleich Symbol der Erwählung und eben familientypisches Schicksal.

Beim Tod des Vaters (1902), der für sie Bindeglied zur le-Fortschen Familiengeschichte und insgesamt Ratgeber war, empfindet sie Verlassenheit und geistige Heimatlosigkeit. Während ihres Studiums erlebt sie die ethischen, politischen und gesellschaftlichen Umbrüche, die Abschaffung aller adeligen Standesvorrechte, sie erfährt die gesellschaftliche Heimatlosigkeit. 1918 stirbt ihre Mutter. Zeitgleich findet sie Zugang zur Gedankenwelt des christlichen Existentialismus. Ihre eigene Daseinsangst findet sie dort reflektiert und christlich gedeutet. Mit der Enteignung des Majorats Boek schließlich verliert Gertrud von le Fort nicht nur ihre ideelle Heimat, sie wird ganz real wohnsitz- und heimatlos und findet schließlich in Bayern im Isartal Unterkunft.

Auch konfessionell fühlt sich Gertrud von le Fort heimatlos, bis sie dann 1926 in Rom zur Katholischen Kirche konvertiert und so ein religiöses Zuhause findet. Für diesen von ihr lang bedachten Schritt lassen sich mehrere Gründe anführen: so z. B. die Religiosität im eigenen Elternhaus, das damalige zeitgeschichtliche Erscheinungsbild

der beiden Großkirchen, die äußere und innere Verfasstheit der Katholischen Kirche, das Katholikos – das weltweit Umfassende, ihre Liturgie, Gertrud von le Forts neuer Bekanntenkreis in Bayern, die geistigen Einflüsse während ihres Studiums in Heidelberg und in ganz besonderem Maße die von ihr als Skandalon empfundene Trennung der beiden großen Konfessionen.

Für Gertrud von le Fort wird schließlich Oberstdorf zur (Wahl-)Heimat. Der einzige Ort, von dem sie - auf sich bezogen - von Heimat spricht, verleiht ihr 1956 die Ehrenbürgerschaft. So bewirken die eigenen Erfahrungen von Heimatlosigkeit und Heimat eine Sinnerfahrung, die sich wiederum in Gertrud von le Forts dichterischem Werk als zentraler und religiöser Wert wiederfindet. Diese weiterzugeben ist für sie Verpflichtung und Berufung. Ihre Suche nach der Heimat ist Teil ihrer Suche nach der eigenen Identität, nach dem eigenen Lebenssinn und Lebensziel: Heimat als zur Ruhe kommen, zu sich selbst kommen, als ankommen in der ewigen Heimat. Carl Zuckmayer hat Gertrud von le Fort 1966 daher charakterisiert als „die größte Dichterin der Transzendenz in unserer Zeit“.